Fahrt ohne Ziel [Fortsetzung]

Autor(en): **Poltzer, Andreas**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 25

PDF erstellt am: **25.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-638690

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

1738 ſtarb. Während den letzten zehn Jahren ſeines Lebens war ihm ſein Sohn Johann Jakob Dick als Vikar zur Seite geſtanden. Dieſer theologiſch und philologiſch gut ausgebildete Mann wurde 1739 von Albrecht von Erlach nach Spiez berufen, wo er 1746 ſtarb. Seine Frau ſiedelte mit zwei Kindern, einem Knaben und einem Mädchen, nach Bern über. Der Knabe Johannes Jakob Dick durchlief die Lateinſchule, ſtudierte Theologie und daneben Botanik, wurde 1764 Pfarrer in Spiez und 1770 in Bolligen, wo er bereits 1775 ſtarb.

*) Samuel Dick, Samuels Sohn, des Rotgerbers und Schaffners im Interlacknerhaus, wurde getauft in Bern am 5. Juni 1664. Seine Mutter war Maria Herrmann, Tochter des Hauptmann Andres Herrmann, der in Dalmatien in Kriegsdienſten geſtanden. Er wurde 1692 als Kandidat ins Miniſterium aufgenommen. Von ſeinem Taufpathen, Schultheiß Sigmund von Erlach, General und Freiherr zu Spiez, wurde er am 20. März 1693 zum Pfarrer in Spiez ernannt. Von da berief ihn Albrecht von Wattenwyl, Freiherr zu Dießbach bei Thun, am 19. April 1706 als Pfarrer nach Oberdießbach, wo er am 3. Chriſtmonat 1738 geſtorben iſt. Von 1726 bis 1736 bekleidete er auch den Poſten eines Kämmerers der „Ehrenwerten Wohlehrwürdigen Claſſe“ zu Bern.

Fahrt ohne Ziel

Roman von Andreas Poltzer

Copiryght by: Horn-Verlag. Berlin W 35

Er muß über den Mörder des Millionärs mehr wiſſen, als der Advokat Buonavoli mir verraten hat! durchfuhr es mich.

Ich nahm mich zuſammen. Meine Stimme klang gleichgültig, als ich fragte: „Ich wüßte nicht, wen ich belaſten ſollte, Herr Richter?“

Der Unterſuchungsrichter lächelte nur.

„Sie ſind alſo der berühmte Bufallo Bellini! Im Kriege waren Sie Offizier — ich habe von den deutſchen Behörden über Sie Auskunft erhalten!“

Warum erzählte er mir dies?

„Sie meinen, es gibt gewiſſe Situationen, in denen ein Gentleman ſchweigen muß? Selbſt wenn er durch ſein Schweigen für ſich ſelbſt eine Gefahr heraufbeſchwört“, ſagte mit einem kleinen ironiſchen Lächeln der Unterſuchungsrichter.

Dann fuhr er fort: „Ich weiß, es wäre zwecklos, Ihnen auseinanderzuſetzen, wie falſch Ihr Verhalten iſt. Die Aufgabe des Richters iſt, der Gerechtigkeit Genüge zu tun. Wer ihm bei ſeiner nicht immer leichten Aufgabe Hinderniſſe in den Weg ſtellt, der . . .“ Er brach ab, ohne den Satz zu beenden.

Ich blieb ſtumm.

Der Richter ſeufzte. „Na ja, es gibt für Kavaliere einen ungeſchriebenen Ehrenkodex, der ihnen mehr bedeutet, als Geſetz und ſittliches Gefühl . . .“

Obſchon innerlich erſchrocken, trug ich eine unbewegte Miene zur Schau. Es gelang mir ſogar, etwas gelangweilt dreinzublicken.

Während der Richter ſchweigend in den Akten blätterte, verſuchte ich, mein Verhalten vor mir ſelbſt zu rechtfertigen.

Ich ſchwieg, weil entweder Milica unſchuldig war, und dann konnte ſie meine belaſtende Ausſage in eine ähnliche Lage, wie meine augenblickliche, bringen — oder aber Milica war ſchuldig, und dann war ich mitſchuldig an ihrer Tat. Denn wäre es ohne meine Anweſenheit auf der Yacht zu der Kataſtrophe gekommen? Durfte da gerade ich zur Ueberführung der Schuldigen helfen? . . . Und ſchließlich, ich ſchadete ja durch mein Schweigen nur mir ſelbſt . . .

Der Unterſuchungsrichter blickte endlich von ſeinen Papieren auf und ſagte trocken: „Nun, wir werden auch ohne Sie die Schuldigen finden! Ich werde Ihre Freilaſſung verfügen; falls die Staatsanwaltſchaft keinen Einſpruch erhebt, können Sie noch heute das Gefängnis verlaſſen. Ihren Reiſepaß muß ich allerdings zurückbehalten; Beirut dürfen Sie vorläufig nicht verlaſſen.“

Er klingelte. Als der Wachtmeiſter mich abführte, nickte der Unterſuchungsrichter nur kurz.

Die nächſten Stunden waren erfüllt mit Gedanken über meine nächſte Zukunft. Ich geſtehe, daß, trotz aller Skepſis, der Plan, die geraubten Juwelen des Maharadſchas zu finden, in mir herumſpuckte. Ich vergaß dabei, daß ich zunächſt Beirut gar nicht verlaſſen konnte .

In den erſten Nachmittagsſtunden öffneten ſich vor mir die Pforten des Gefängniſſes. Ich war frei!

Buonavoli und Marianne erwarteten mich. Der Advokat zeigte die ſelbſtzufriedene Miene eines Chirurgen, dem ſoeben eine ſchwierige Operation gelungen iſt; Mariannes Freude war uneigennützig.

Eine halbe Stunde ſpäter ſaßen wir alle drei in dem erſten Reſtaurant der Stadt. Zur Feier der Stunde war das Beſte, was ſeine Küche bieten konnte, gerade gut genug. Es war die Anſicht Buonavolis, der, wie mir ſchien, kein Verächter guter Biſſen war.

So begann unſer „Frühſtück“ mit Auſtern und endete über ein halbes Dutzend Gerichte mit einem wirklich köſtlichen Halbgefrorenen. Nach dem Türkiſchen verabſchiedete ſich der Advokat.

„Wie ich mich freue!“ ſagte leiſe Marianne.

Auch ohne dieſe Zuſicherung hätte ich es ihr geglaubt. Ihr ſtrahlendes Geſicht und jedes ihrer Worte verrieten nur allzu deutlich ihre Freude über die glückliche Wendung.

„Marianne, ich möchte Dir noch einmal und noch tauſendmal für alles danken, was Du für mich getan haſt!“ rief ich gerührt. „Selbſt eine Schweſter hätte mir nicht mehr helfen können. Wie ſoll ich es Dir bloß vergelten, Marianne?“

„Sprich nicht weiter darüber! Was habe ich ſchon für Dich getan? So gut wie nichts. Ich wollte mir ſchon lange einmal Syrien anſehen. Nun iſt es geſchehen.“

„Aber Du biſt ja über Beirut nicht hinausgekommen!“

„Genügt mir vollkommen! Am liebſten möchte ich ſchon wieder die Rückreiſe antreten“, ſagte ſie lächelnd.

Natürlich glaubte ich ihr nicht, daß ſie, die, gleich mir, die Erde mehrere Male bereiſt hatte, je den Wunſch empfand, eine Vergnügungsreiſe ausgerechnet nach Beirut zu machen.

Aber das war ſo richtig ihre Art, Opfer, die ſie für einen brachte, nicht zuzugeben. Nur, um meinen weiteren Dankesworten zu entgehen, begann ſie über praktiſche Dinge zu reden.

Sie hatte im Grand Hotel de Syrie, in dem auch ſie wohnte, für mich ein Zimmer reſervieren laſſen. Es fiel ihr ein, daß ich ſo gut wie gar keine Sachen beſaß. Ich trug noch immer denſelben Anzug, den ich anhatte, als mir Milica in Monte Carlo begegnete.

„Wie lange wird man Dich hier zurückhalten?“ fragte Marianne.

Ich konnte ihre Frage ſelbſtverſtändlich nicht beantworten. Nach kurzem Nachſinnen meinte ſie: „Du wirſt nach Nizza ſchreiben, damit man Dir Dein Gepäck ſchickt . . .“

„Bolton . . .“ begann ich.

„Ja, Bolton! Jetzt mußt Du endlich erfahren, was mit dem Manne los iſt! Er iſt beſtimmt nicht der, für den er ſich ausgibt . . .“.

„Marianne, ich habe ſeine Papiere geſehen! Bolton iſt ein Angeſtellter der amerikaniſchen Pinkerton-Geſellſchaft . . .“

„Ich glaube es nicht. Ich bin dem Manne drüben in den Vereinigten Staaten unter ganz ſeltſamen Umſtänden begegnet. Du weißt doch, daß ich im vergangenen Jahre in verſchiedenen Großſtädten der Vereinigten Staaten auftrat. Im November befand ich mich in Baltimore. Eines Abends begab ich mich in Geſellſchaft einiger Kollegen in ein Nachtlokal. Es war eine Art Tanzklub, der ſich aus den Zeiten der Prohibition eines ziemlich anrüchigen Rufes erfreute. Trotzdem — oder gerade deshalb — verkehrte in dem Lokal durchweg gutes Publikum.

Das Lokal war ausgezeichnet beſucht, es ſpielte eine vorzügliche Tanzkapelle, und ich tanzte ziemlich viel an dieſem Abend.

Drei- oder viermal engagierte mich auch ein junger Herr in tadelloſem Smoking. Uebrigens ſaß er ganz allein an einem

Tisch, nur wenige Meter von uns entfernt. Wenn ich aufblickte, sah ich ihm direkt ins Gesicht.

Ich erzähle es Dir mit Absicht in aller Ausführlichkeit, denn sonst könntest Du noch behaupten, daß ich mich in der Person des Mannes irre. Dieser Mann war niemand anders als Bolton.

Es war kurz vor unserem Aufbruch. Meine Kollegen hatten gerade dem Kellner gewinkt, als plötzlich einige Männer in das Lokal drangen.

Was nun folgte, geschah schneller, als ich es Dir zu berichten vermag. Ich sah plötzlich in Boltons Händen je einen Revolver. Die Geheimpolizisten, denn um solche handelte es sich, hatten noch keine drei Schritte getan, da krachten schon Boltons Schüsse.

Das Folgende konnte ich nicht mehr sehen. Eine wilde Panik war ausgebrochen. Ich hörte Schreie des Entsetzens und immer wieder Schüsse. Dann wurde es stockfinster im Raum. Mit dem Erlöschen des Lichtes verstummten auch die Schüsse. Nicht aber das Geschrei und die lauten Flüche und das Jammern der anscheinend Getroffenen.

Als es wieder hell wurde, war der Mann, den Du Bolton nennst, verschwunden. Von den Detektiven befanden sich nur noch zwei im Raume; die anderen hatten allem Anschein nach die Verfolgung des geflüchteten Pistolenschützen aufgenommen."

Marianne war keine schlechte Erzählerin. Ich sah die Schreckensszene in der Tanzbar deutlich vor mir.

„Ich hatte dies alles bereits in dem Brief berichtet, den ich Dir nach Nizza sandte", sagte Marianne jetzt.

„Kannst Du Dich an das genaue Datum erinnern, an dem Du den Brief abschicktest?" fragte ich.

Sie sann einen Augenblick nach. „Es war am übernächsten Tag nach Deiner Abreise. Gleich nachdem ich Dein Telegramm erhalten hatte, gab ich den Brief zur Post."

„Dann verstehe ich einfach nicht, wieso er fast achtundvierzig Stunden später in Nizza noch nicht angelangt war?"

Kaum hatte ich es ausgesprochen, da fand ich auch schon die Lösung. „Ich glaube, Dir erklären zu können, wo sich Dein Brief befindet!"

"Bolton?"

„Ja. Die Depesche, in der Du mich vor ihm warntest, ist später aus meiner Tasche verschwunden. Ich dachte, ich hätte sie verloren. Aber jetzt zweifle ich nicht daran, daß Bolton sie mir entwendet hat. Er stahl mir das Telegramm, und nun war er im Bilde.

In Nizza ließ er mich keinen Augenblick allein. Er schlich mir sogar nach, als ich mich am frühen Morgen heimlich zum Postamt begab. Ich konnte dann erst nachmittags wieder zur Post. Bolton befand sich bis dahin in meiner Gesellschaft; konnte also scheinbar nicht vor mir am Postschalter gewesen sein. Aber jetzt entsinne ich mich, daß er sich, während wir auf der Terrasse des Kasino Municipal saßen, zweimal auf kurze Zeit entfernte.

Es liegt nahe, daß er bei dieser Gelegenheit jemand den Auftrag gab, den auf meinen Namen angekommenen Brief vom Hauptpostamt abzuholen. Darum kam ich zu spät . . ."

„Ja, so wird es gewesen sein!" bestätigte Marianne und setzte hinzu: „Was meinst Du, beginnen wir jetzt?"

„Vielleicht spreche ich zunächst mit Buonavoli", sagte ich.

21. Kapitel.

Ich lag auf dem Sofa meines Hotelzimmers. Das ausgiebige Essen und die letzte schlaflose Nacht im Gefängnis hatten in mir ein Ruhebedürfnis hervorgerufen. Ich war eingenickt. Im Traume überreichte ich gerade dem Maharadscha von J. seine wiedergefundenen Schätze — mehrere Kisten, bis zum Rande mit glitzernden Steinen und matt schimmernden Perlen gefüllt, — als ein Klopfen mich auffahren ließ. Ich war sofort wach.

„Bitte, komm herein, Marianne!" rief ich.

Sie trat ein. „Woher wußtest Du, daß ich es bin?" fragte sie verwundert.

Ich selbst war überrascht. Eigentlich hatte ich keinen Anlaß, mit Sicherheit anzunehmen, daß Marianne vor meiner Tür stände. Ebenso hätte es das Stubenmädchen oder irgendein beliebiger Hotelangestellter sein können. Ich aber, dem Schlaf entrissen, wußte es einfach, daß Marianne mich suchte. Oder war dies nicht vielmehr ein Beweis der starken inneren Verbundenheit, die bereits zu diesem Zeitpunkt zwischen Marianne und mir bestand? Ein Beweis dafür, daß aus der Freundschaft, die ich früher empfunden hatte, Liebe geworden war? Denn nur Liebe ist fähig, solche geheimen Schwingungen zwischen zwei Menschen zu erzeugen.

Marianne hielt ein Blatt in der Hand. Bei schärferem Hinsehen erkannte ich es als ein Depeschenformular. Nichts Gutes ahnend, fragte ich:

„Ist was geschehen, Marianne?"

„Erschrecke nicht, Eberhard, aber ich muß mit dem nächsten Dampfer nach Europa!"

Nun war ich vollkommen munter. „Eine schlechte Nachricht, Marianne . . .?"

„Die kleine Seeland hat von Alma einen üblen Hufstoß erhalten. Der Schimmel konnte sich mit dem Mädchen nie vertragen. Nun hat es sie erwischt. Einige Wochen Krankenhaus ist das mindeste, womit sie rechnen kann. Ich muß sofort zu meinen Leuten und zu den Tieren. Bis zu meiner Ankunft fällt die Nummer sowieso aus . . ."

Marianne hatte mir schon im Laufe ihrer ersten Besuche berichtet, auf welche Weise es ihr gelungen war, sich für die Reise nach Beirut freizumachen.

Für Juni war sie nach Paris verpflichtet gewesen. Sie sollte dort am Monatsersten ihr Engagement im Cirque Medrano antreten.

Beunruhigt durch mein Schweigen — sie hatte mir, wie ich bereits erwähnte, zweimal nach Beirut geschrieben —, sann sie nach einer Möglichkeit, von ihren Verpflichtungen freizukommen.

Doch die Direktion des Cirque Medrano wollte von einer Annullierung des Vertrages nichts hören. Da hatte sie ihre begabte Schülerin Klärchen Seeland als Stellvertreterin vorgeschlagen, und nach einem Proberitt war die Direktion mit dem Vorschlag einverstanden gewesen.

Nur diese Tatsache hatte es Marianne ermöglicht, die Reise nach Beirut anzutreten.

Ich fand es selbstverständlich, daß Marianne nunmehr sofort nach Paris fahren mußte: Pflichtgefühl ist bei Artisten besonders stark ausgeprägt.

Ein Dampfer fuhr bereits am folgenden Tage nach Alexandrien. Marianne konnte von Aegypten aus mit einem Flugzeug nach Frankreich gelangen.

Am nächsten Morgen geleitete ich Marianne zum Schiff. „Ein Glück, daß Du mich jetzt nicht mehr brauchst! Ich wäre sonst dauernd in Unruhe gewesen", sagte sie.

Fast wünschte ich, Marianne wäre um mich weniger besorgt gewesen. Ich hatte das bedrückende Gefühl eines Menschen, der mit leeren Händen dasteht. Wie sollte ich nur Marianne ihre immer erneuten Freundschaftsbeweise vergelten . . .?

Nun war ich gar ihr doppelter Schuldner. Bevor sie das Hotel verließ, überreichte sie mir ein größeres Päckchen Banknoten. Ich wollte es nicht nehmen. Bis sie mich überzeugte, daß es für mich unmöglich wäre, ohne Geldmittel in Beirut zu bleiben. Es könnten doch unter Umständen noch Wochen vergehen, ehe der Untersuchungsrichter mir die Heimreise gestattete.

Als wir am Hafen anlangten, war es schon spät. Die Schiffssirene heulte und trieb zur Eile an.

Unser Abschied war kurz. Einen Augenblick hatte ich das Verlangen, Marianne an mich zu ziehen und zu küssen. Aber ich wagte es nicht vor den Leuten, und so drückten wir uns nur die Hände.

Dann löste der Dampfer seine Taue — noch lange stand Marianne an der Reling und winkte mir zu.

Langsam machte ich kehrt und schlenderte durch das Hafenviertel zurück.

Um mich herum brandete das Leben — lärmender Orient vermischt mit moderner Geschäftstätigkeit —, doch ich fühlte mich plötzlich furchtbar einsam.

Fortsetzung folgt.